

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 170 — Sonntag, 25. Juni 1933

Der freie Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Der, dem nur eig'ner Wille
und keines Zwingherrn Grille
Gesetze geben kann;
der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Der das Gesetz verehret,
nichts tut, was es verwehret,
nichts will, als was er kann;
der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Wem seinen hellen Glauben
kein frecher Spötter rauben,
kein Priester meistern kann;
der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Der auch in einem Heiden
den Menschen unterscheiden
die Tugend schätzen kann;
der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Dem nicht Geburt noch Titel,
nicht Sammetrock noch Kittel
den Bruder bergen kann;
der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Wem kein gekrönter Würger
mehr, als der Name Bürger
ihm wert ist, geben kann;
der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Der, in sich selbst verschlossen,
der feilen Gunst der Grossen
und Kleinen trotzen kann;
der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Der, fest auf seinem Stande,
auch selbst vom Vaterlande
den Undank dulden kann;
der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Der, muss er Gut und Leben
zum Raub Tyrannen geben,
doch nichts verlieren kann;
der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Der, bei des Todes Rufe,
keck, auf des Grabes Stufe
noch rückwärts blicken kann;
der ist ein freier Mann.

Vertont von E. van Beethoven 1770—1827.
Gottlieb Konrad Pfeffel 1736—1809.



Bei den Großeltern.

Von Ludwig Richter.

Die Müller-Großeltern wurden oft besucht. Das kleine Kaufmannslädchen, durch welches man den Eingang in das noch kleinere und einzige Stübchen nehmen mußte, war ein höchst anziehendes Heiligtum. Das Fenster außen besetzt mit hölzernen, gelb und orange bemalten Kugeln, welche Zitronen und Apfelsinen vorstellten, die aber in natura niemals vorhanden waren und bei der armen Kundschaft auch keine Käufer gefunden haben würden; dann der große, blanke Messingmond, vor welchem abends die Lampe angezündet wurde, und der dann mit seinem wunderbaren blendenden Glanze das Lädchen in einen Feenpalast verwandelte; die vielen verschlossenen Kästen, der anziehende Sirupständer, dessen Inhalt so oft in den schönsten Spirallinien auf das untergehaltene Dreierbrot sich ergoß, die Büchsen mit bunten Zucker- und Ingwerplätzchen, Kalmus, Johannisbrot und schließlich der Duft dieser Atmosphäre: welch' ahnungsvolle Stätte voll Herrlichkeit! Endlich der Kaufherr selbst, mit baumwollener Zipfelmütze und kaffeebrauner Ladenschürze geschmückt, wie hastig und eifrig fuhr er in die Kästen, langte dem Barfüßler für einen Pfennig Pfeffer, einen Pfennig Ingwer, einen



Otto Kubel, Zeichnung: „Schulgang“

Bavaria-Verlag, Gauting vor München.

Pfennig neue Würze und drei Pfennig Baumöl freundlichst zu, und die Klingel an der Tür bimmelte unaufhörlich der ab- und zugehenden Kundschaft vor und nach.

Die Großmama, eine schwerfällige, etwas stolze Frau, ging ab und zu und bewegte sich gemächlich aus dem Stübchen, und selten war sie anderswo zu erblicken; ich kann mich aber nicht erinnern, daß sie mit mir oder überhaupt viel gesprochen oder das Gesicht einmal in andere Falten gezogen hätte; deshalb zog sie mich auch nicht an. Mehr aber der alte Stahl, ein Holländer und Landsmann der Großmama, die eine geborene van der Berg war. Dieser erhielt einige Tage in der Woche den Tisch bei

Müllers, saß dann tagsüber am Fenster, ließ die Daumen umeinander kreisen, und ich stellte mich gern vor ihn hin und bewunderte seine Perücke mit dem ehrwürdigen Haarbeutel und besonders die blitzenden Stahlknöpfe auf dem hechtgrauen Frack. Er war Zeuge der Pariser Revolution gewesen, hatte bei der Schweizergarde gedient, und als diese am 10. August 1792 in Versailles bei Verteidigung des Königs größtenteils niedergemetzelt wurde, war Stahl eine der wenigen, welche glücklich entkamen. Er hatte sich mehrere Tage in eine Schleuse verkrochen und in Gesellschaft der Ratten zugebracht, bis er sich nachts zu einem Freunde retten konnte. Das Entsetzlichste indes,

was er erzählte, war für mich die Mitteilung, daß man in seinem Vaterlande Käse sogar in die Suppe schützte, wobei ich freilich an unsere landläufigen spitzen Quarkkäse dachte, was mir Schauer einflößte.

Ein Hauptvergnügen verschaffte mir der dicke Stoß Bilderbogen, die im Laden zum Verkauf lagen, und die ich mit aller Muße betrachten konnte. Außer der ganzen sächsischen Kavallerie und Infanterie waren da auch „die verkehrte Welt“ mit herrlichen Reimen darunter, „das Gänsepiel, die Kaffeegesellschaft, Jahreszeiten“ u. dgl., alle in derbem Holzschnitt, grellbunt bemalt. Der ehrbare Meister und Verleger dieser Kunstwerke war ein Friedrichstädter Mitbürger, Rüdiger, den ich auch mehrmals mit ehrfurchtsvoller Bewunderung die Schäferstraße hinabwandelnd gesehen habe. Großer Dreimaster, zwei Haarwülste und Haarbeutel, apfelgrüner Frackrock, Schnallenschuhe und langes spanisches Rohr, so schritt er ehrenfest daher. Ruhe in Frieden, Freudenspender der Jugend, du Adam und Stammvater der Dresdener Holzschnitzer, ehrwürdiges Vorbild und Vorläufer! — Endlich der von den Nebengebäuden eingeschlossene Hof mit dem daranstößenden sehr großen Garten, welcher ein Schauplatz süßester Freuden! Da wurde mit der Jugend der Nachbarschaft ein Vogelschießen veranstaltet, am Johanniabend um eine hohe Blumenpyramide von Rosen und weißen Lilien getanzt, oben die herrlich duftende Vorratskammer besucht, wo die süßen Zapfenbirnen und anderes frisches und getrocknetes Obst in Haufen lagen, unten der Schweinestall mit seinen Insassen besichtigt, und welcher ein Festtag, wenn das Tier geschlachtet wurde! Zwar durfte ich bei dieser Hinrichtung nicht zugegen sein und hörte die durchdringenden Seutur nur von ferne; aber dann sah ich das schöne Fleisch gar appetitlich zerlegen, das Wellfleisch kochen, und das kleine, einfenstrige Wohnstübchen war für den Metzgermeister zum Wurstmachen hergerichtet. Ein Geruch von süßem Fleisch, kräftigem Pfeffer und Majoran durchwürzte die Luft, und welche Wonne, zu sehen, wie die hellen, langen Leberwürstlein samt den teils schlanken, teils unteretzten oder gar völlig dickleibigen Blut- und Magenwürsten in dem Brodeln des großen Kessels auf- und untertauchten und endlich herausgefischt und versucht wurden!

Wie lebendig wurde es dann im Lädchen; die Klingel bimmelte ohne Aufhören; denn „Müllers hatten ein Schwein geschlachtet“, und so kamen die Kinder in Scharen mit Töpfchen und Krügen, und immer wiederholte sich die Bitte: „Schenken Sie mir ein bißchen Wurstbrühe, Herr Müller!“ Der erregbare, sonst gute Herr Müller konnte sich der Scharen gar nicht mehr erwehren, die Klingel bimmelte völlig Sturm, mit immer größeren Schritten lief er hinter der Ladentafel scheltend und polternd einher und gleich so wegen der Kürze des Raums einem im Käfig herumtobenden gereizten Tiger. Endlich stand die Zipfelmütze bolzengerade in die Höhe, und das Wetter brach los: „Ihr Racker, jetzt packt euch alle, sonst kommt die Hetzpeitsche!“ und im Nu stürzte und purzelte die ganze kleine Bande zur Ladentür hinaus, und der gute alte Müller stand mit der drohenden Hetzpeitsche, wie der Donnergott Zeus, unter der offengebliebenen Tür und schloß diese dann eigenhändig, wenn die Schar sich verlaufen hatte.

Dies kleine Müllerlädchen mit seiner Kundschaft, die in einem armen Stadtviertel recht merkwürdig bunt ist, hat gewiß auf mein künstlerisches Gestalten in späteren Jahren viel Einfluß gehabt; unbewußt tauchten diese Geister alle auf und standen mir Modell.

Klar und deutlich.

Am Eingang eines Dorfes in England ist die folgende beherdliche Notiz angeschlagen: „Jedes Fahrzeug hat ein Recht anzuhalten, sobald die Dunkelheit beginnt. Als Beginn der Dunkelheit gilt der Zeitpunkt, zu dem die Richter angehalten werden.“

BLITZ

Roman eines Wolfshundes

von H. G. Everts
Copyright 1927 by Georg Müller Verlag
A.-G., München — Printed in Germany

Er konnte nicht fröhlich sein ohne Gefährten. Mit Moran hatte er ein zufriedenes Leben geführt und während der kurzen Ehezeit mit Eber war er ganz und gar glücklich gewesen. Er mußte Gesellschaft haben, wenn nicht die seinesgleichen, so wenigstens die der Menschen.

Da den einsamen Nächten hörte er nichts als den Ruf der grauen Meereswelle. Im weiten Umkreis der Berge schien alles tot und erstarrt. Das hohe Schweigen bedrückte sein Gemüt und ein Gefühl weitweirer Leere erfüllte ihn mit Bangigkeit.

Alles was er an Liebe und Haß erlebt hatte, hatte unglücklich seinen Eindruck in ihm hinterlassen und sein Leben geformt. Doch seine Erinnerungsbilder verdunkelten sich rascher, als es beim Menschen der Fall ist, und seine Liebe für Moran und Eber äußerte sich nicht mehr in einem ausbrüchlichen Verlangen nach einem von beiden, sondern bloß in dem gebieterischen Bedürfnis nach Kameradschaft überhaupt.

Deshalb hielt es ihn dort oben fest und erwartungsvoll lungerte er in der Gegend des Two Ocean-Passes herum. Bei Tag vermied er die Nähe der Menschen, nachts aber, wenn einer zufällig seinen Weg kreuzte, folgte er ihm vorsichtig, und Nase und Ohr erforschten eifrig alles Wissenswerte.

Schlecht bestellt war es mit der Nahrung und er mußte ein kargliches Leben führen. Rannichen und Fühner waren die einzigen Lebewesen, die er oben fand. Er wurde immer dünner und schlanker, seine Weichen magerten ab, und schon trat seine gewohnte Brust hervor. Aus seinen kalten Augen sprach die Not.

Die Tage wurden wärmer und in der zweiten Maiwoche sah man schon einige Fleder unter dem Weich hervorströmen. Der Schnee war noch nicht ganz geschmolzen, als schon die ersten Gräser neugierig durch das kalte Eisdrück drangen und ihre Köpfe zeigten. In wenigen Tagen hatten die weiten Matten des Thoroughfare und Yellowstone ihr munteres grünes Frühlingskleid.

Willy entschloß sich, dieses Land der Einsamkeit und der fargen Nahrung zu verlassen.

Im flinken Marsche strebte er der Gegend des Yellowstone zu. Auf den schneeigen Abhängen des Rampart-Passes, die in der Ferne bläulichen, bot sich ihm ein ungewöhnliches Schauspiel. So weit sein Auge reichte, waren die ungeheuren Schneefelder von braunen Flecken überfärbt. Willy eilte rüftig vorwärts, um dieses Wunder näher zu betrachten. Es war der Gleich, der seine Frühjahrswanderung angeleitet hatte, der aus den tieferen Tälern der Echohoben, wo er überwintert hatte, nun wieder hinaufzog ins Hochland des Yellowstone, in sein Sommerparadies.

Borbei war die Hungerzeit! Noch ein paar Stunden — und das „Land der vielen Flüsse“ war wieder das Land der Fülle.

Schon traf Willy die ersten braunen Wanderer und in ungestümen Angriff holte er sich sein erstes Opfer. Zum ersten Mal nach langer Zeit wurde festlicher Schmaus gehalten. Eine Woche hindurch waren es bloß vereinzelte Gruppen, die dem Yellowstone zustrebten. Nun aber kamen auch die mächtigen Herden, die in Tälern des Hochlandes überwintert hatten und die sich nun mit den Zugvögeln aus dem Gebiet der Echohoben vereinigten.

Sonnwend über Oberschlesien.

Skizze von Otto Sawranek-Markneukirchen.

„... es sind die alten Schwärmer noch.
Es ist das deutsche Herz;
Ihr zwingt sie nimmermehr ins Joch
Sie dauern aus wie Erz ...“

Sind das Soldaten? Das müssen doch Soldaten sein? Nachbarn, horcht! „Haltet aus!“ Zwei dumpfe Marschritte. Wieder: „Haltet aus!“ Raus, jäh, aufsteigend — ein Schrei aus hundert Männerkehlen. „Lasset hoch das Banner wehn ...“

Menschen heben die Köpfe. Männer verlassen die Arbeit. Frauen stürzen aus Gärten und Türen. Kinder lagern die Straße entlang. Lange Augen fragen, zitternde Hoffnung steigt auf. Ein altes Mütterlein murmelt ein Dankgebet, redet auf die Nachbarn ein. „Meiner Sieben — was fragt's? Soldaten kommen — der Staat tut seine Schuldigkeit, just nichts nicht! Es ist auch's Keld grüß genug — ma kann's nimmer dumm machen ...“

Mädchen, Frauen stehen schluchzend — Männer, die vor Monaten noch rote Kokarden trugen, ringen um ihre Haltung, ein Stöhnen in der Brust.

„Wie wir treu zusammenstehn ...“
Vorwärts der Führer zu Pferde — in feldgrauer Uniform, ohne Rangabzeichen. Der rechte, leere Kermel steht in der Fäule. Nichts als die Truppe. Das sind hundert, nein, das sind vierhundert Mann. Welch eine Marschkolonne: Richtung, Vordermann, Trittschritt. So marschieren einst friderizianische Bataillone. Aber die Monturen — sind es doch keine Soldaten? Nicht alle tragen Gewehre, geschweige denn Uniformen. Schätziges Federzeug gürtet alte Zivilanzüge, verblühte Wanderröcke; dazwischen selbstaues Tuch, Marineblusen zu gestreiften Hosen, zerbeultem Hut. Wer kein Gewehr hat, schulkert einen kräftigen Knotenstock. An alten Infanteriefopplern, an starken Striden hängen Armeepistolen, vereinzelt Handgranaten. Eine große, selbstgenügte, schwarz-weiß-rote Fahne weht voran.

„Doch sich uns're alte Kraft erprobt ...“
Ja, deshalb der eiserne Trittschritt, die unnachahmliche Disziplin, der zugehaune erschütternde Marschgesang: Oberschlesien, wist, wenn wir auch ausziehen wie eine Räuberbande, wir sind die Kniele des deutschen Volkes. Wir haben uns selbst austrüben und bewaffnen müssen, haben die Gewehre geklopft. Wir sind nicht Offizier und Mann, wir sind Kämpfer, Selbstschutzmänner. Der da reitet, das ist der Beste von uns Vierhundert.

„Wenn der Schlachttruf uns entgegenstößt ...“
Wir haben in unzähligen Materialschlachten vier Jahre um unsere Heimat gekämpft. Wird kaum einer unter uns sein, der keine Narben trägt. Wir sind die Reste des flanderngeschlachteten, oft verhöhnt und verspottet: Kriegsfreiwillige, alte Krieger, ja, Reservemänner sind in unseren Reihen, auch einige Jungen, die ungestüm der Mutter entflohen: wir sind Freiwillige!

Die Menschen drängen und jubeln. Wenn auch nicht schmutzige Bataillone mit Garbentänzen marschieren — es sind Ketter und Befreier!
Der Kirchplatz des Marktfleischens tut sich auf. Französische Posten stehen vor dem Bürgermeisterrat, erlauben unter fahnen Stahlhelmen. Stürmisch rauscht das Kampffied der Freiwilligen wieder auf: „Nicht die Vierhundert singen“, nein, Tausende. Aus den Fenstern schallt es, in brunnigen Haß, hohem Diktat, aus den Gassen drängt es heran, bricht sich an den Häuserfronten — steigt zum Himmel — Dank, Gelöbnis, Erlösungsschrei. „O Deutschland hoch in Ehren, du heil'ges Land der Treu“ ...

Die Freiwilligen heißen die Fahne zusammen. Sie tun „ihre Schuldigkeit — just nichts nicht“, Oberschlesien, wenn ihr wüßtet, wie euch das Vaterland preisgegeben hat! Es ist vom Staate verboten, hier zu marschieren. Man will uns bestrafen, wenn wir zurückkehren.

Ein französischer Leutnant reißt die Tür des Amtes auf; sein Gesicht wird kalt erlarrt. Ein heiserer Befehl: Die Posten sind verschoben. Keine Angst, Leutnant! Deutsche Soldaten halten Manneswacht. Sie sind gekommen, anderes Wild zu jagen, gefährliches Raubgetier, das im Schatten deiner Armeejahren deutsches Blut leckt. Du hast deine Sache schlecht

gemacht. Der einarmige Major wird dich eiskalt und höflich — ablösen. Wenige Wegstunden entfernt aber liegt ein junger italienischer Leutnant begraben, und mit ihm seine Streife, bald dreißig Mann. Er starb für die Gerechtigkeit, die er den deutschen Unterdrückten schuldig war. Vor seinem Grab senken sich tief die Fahnen der deutschen Selbstschutzbteilungen.

„Bataillon — halt!“ von fernem Marschgesang war das Kampffied angewachsen zu gigantischer Symphonie. Jetzt tiefe, tiefe Stille. Der Major hebt sich in den Bügeln. „Wir übernehmen den Schutz der Bevölkerung in Stadt und Umgebung. Solange wir auf obereschlesischer Erde stehen, soll keinem Deutschen mehr ein Haar gekrümmt werden ...“ Unbeschreiblicher Jubel steigt auf, pflanzt sich durch alle Straßen fort.

Der längste Tag des Jahres 1931 geht zur Neige. Selbstschutzbteilungen marschieren der Höhe zu. In großer Zahl folgen die Einwohner. Ein riesiger Holzstoß ragt auf dem Gipfel empor. Sonnwend! Im Bieder stehen die Freiwilligen dahinter Männer, Frauen, Kinder. Einer der jungen Hundertschaftsführer spricht. Groß hebt sich seine Gestalt vom helleren Himmel ab.

„Millionen im Reich wissen nichts von diesem blutenden Grenzland — Gott sei's geklagt! Wie haben die Deutschen Oberschlesiens Jahr und Monate verbracht? Vogelfrei, von Todesangst und Verzweiflung gequält. Unter den Augen der Besatzungstruppen wurden die Männer gemordet, Frauen und Mädchen geschändet und zu Tode gequält. Staat und Regierung begnügten sich mit lauen Papierprotesten — wach! ein schmachvolles Tun! Dort am Annaberg aber — Heil Corps Oberland und Gelfer! — kamen die deutschen Fäuste und Kolben über das Gefindel wie ein Blitz rasenden Jörnens. Wenn die Rache Gottes ist — die deutschen Stürmer waren sein Werkzeug in gnadenlosem Kampf, in hartem Verageln haben wir der Welt gezeigt, daß niemand ungefragt seine Hände nach deutschem Gut und Blut ausstrecken kann. Wir haben die Ehre Deutschlands wieder hergestellt! Jetzt werden die Feuer über das Land lodern, ein Feind des Dantes an unsere gefallenen Kameraden in obereschlesischer Erde, an die tote deutsche Armee, deren Beinader die Landesgrenzen säumen — Zündet an!“

Fackeln fliegen in den Holzstoß. Auf allen Höhen brennt es himmelan. Die Nacht hat tausend Schwirgen, Töne schwellen und wandern. Hört ihr es? „Ich halt! einen Kameraden, einen besten find'it du nit ...“ In tiefer Ergriffenheit wird der Gesang aufgenommen. Höher steigen die Flammen. Noch einmal die starke Stimme des Führers.

Kameraden, wehe dem Volke, das sich kampflös fremder Willkür anvertraut! Es läßt seine Männer unter Stahltrüben verenden, gibt seine Frauen fremden Wächtern preis. Wir sind in diese Zeit gefest. Unser Los ist Kampf. Tragen wir es mannhaft bis zur Schicksalswende. Wir werden es ins Volk hinein schreien: In Oberschlesiens Leid hat euch Gott gewarnt! In den Wundmalen dieses unglücklichen Landes wird die deutsche Seele erlärten und gefunden. Deutschland über alle!“

Ein einziger Aufschrei eint die Menge. Das Deutschland, lieb drauß über Äler und Höhen, führt nach dem Osten, der in tödlicher Nacht verfunken liegt.

In den Höfen und Gassen der Äler lauschen stumm und ergriffen die Menschen. Viele halten die Hände in der schicksalhaften Erkenntnis: das niedergebogene, zermürbte Volk hat seinen ersten Fausthieb gelan: Es wird nicht der letzte sein ...

Alles.

So sitzen und dem Regen lauschen,
Am Wald am See, den ganzen Tag,
Dem Wipfelwogen, Wipfelwogen
So ohne Ihr und Glodenschlag:
Mit kein Gelächert und doch ein Schaffen,
Mit keinen Zweek und ist doch gut,
Solang man ohne Jagd und Raffen
An Gott und in sich selber ruht.

Wilhelm Schüffen.

Deht gab es überreiche Nahrung. Nach wenigen Tagen hatte Willy wieder seine alte Fülle.

Das Rotwild, das die Nähe der Menschen weniger scheut, kam erst nach Verlauf eines Monats heraufgezogen und mangelte sich auf den weiten Ämmen des Yellowstone unter die Schatten der Fichte. Auch die Bergschafe, die den Winter nicht unten im Tale, sondern oben auf den höchsten Berggipfeln verbracht hatten, wo ein ständiger Wind die Gipfel schneefrei hält und so das Aufsuchen der spärlichen Nahrung ermöglicht, liegen hinab, um vom jungen Grase zu nalden. Zum ersten Mal machte Willy Bekanntschaft mit diesen scheuen Tieren. Aber all das genügte ihm nicht.

Er mußte Gesellschaft haben, und hier, fern vom Two Ocean-Pass, gab es keine Menschen. Selbst der belchebene Erlaß, den er sich dort verschafft hatte, indem er bei Nacht in ihrer Nähe herumstrich, war ihm hier verlost. So bildete es ihn auch da nicht lange, er stieg immer höher durch die dichten Nadelwälder, hinauf bis über die Baumgrenze. Er nahm geradewegs die Richtung gegen den Rampart-Pass.

Raum hatte er die Baumgrenze hinter sich gelassen, als er auf eine Spur traf, die ins Nadelgebölz zurückführte. Es war viele Stunden alt und ihr Geruch war schwach. Trotzdem verfolgte sie ihn in starker Erregung. Seine Nase verriet ihm die Nähe eines Weibes — des Mädchens, das ihn einmal geliebt hatte.

Er hatte keine klare Erinnerung mehr von ihr. In seinen Träumen war sie ihm oft wie eine nebelhafte Vision von irgend etwas Lieblichem erschienen — so etwa wie ein Kind von einer Märchenprinzessin träumt. Er machte kehrt und nahm die Fährte auf, während sich die Dämmerung über die Berge breiellte. Schon laut die tiefe Nacht herab und noch immer eilte Willy durch den Wald, der Spur entlang, die immer wärmer wurde. Er schmeckte Rauch und sah die Glut eines Lagerfeuers durch die Zweige schimmern.

Das Mädchen sah, in eine Rede gebüllt, mit dem Rücken gegen einen Baum gekleidet, am Boden. Zweimal umkreiste Willy das Feuer, der weiche Nadelteppich machte keine Schritte unhörbar. Schweigend wie ein Schatten huschte er näher und nur wenige Schritte vor ihr blieb er stehen. Sie atmete hoch sich seine Brust, lockt der Wind ihm ihren Geruch auftrug.

Ein plötzlicher Windstoß trieb ihm den Rauch des Lagerfeuers entgegen, er nieste laut. In jähem Schreden sprang das Mädchen auf, schnell genug, um die grobe Gestalt noch verschwinden zu sehen.

„Willy!“ rief sie aus. „Willy, komm Willy, komm doch!“

Der Hund hielt an. Wie lange war es her, daß er seinen Namen rufen gehört hatte! Er überwand seine Scheu; seine Sinne sagten ihm, daß er vom Menschenweibchen nichts Arges zu befürchten hatte.

Die Einschüchterung des Menschen durch das Tier ist nicht das Ergebnis eines Denkprozesses, sondern der Einwirkung, die ihm Auge, Nase und Rache vermitteln. Der Zuverlässigkeit unter ihnen ist der Geruch. Die Augen zeigten ihm, daß dieses Mädchen das gleiche war, das er einmal getroffen hatte; auch die häßliche Stimme erkannte er wieder, doch keine Nase wollte die anderen Sinne lägen lassen. Anblick und Stimme des Mädchens waren ebenso verführerisch wie damals, aber an Stelle der sprühenden Lebenskraft und Heiterkeit, die sie damals ausgestrahlt hatte, willerte er nun einen Rauch von Müdigkeit und Niedergeschlagenheit.

Ein verflärtes Gefühl der Verlassenheit bemächtigte sich seiner, als er die traurige Veränderung des geliebten Wesens gewahrte. Ohne daß er es wollte, drang ein Klagelaut aus seiner Kehle. Das Mädchen vernahm ihn und lachte wieder mit schmeichelnder Stimme.

„Wachte ich doch, daß du es bist!“ rief sie aus. „Komm Willy, komm zu mir, Willy, besuche sie.“



Pflanzengarten

Das deutsche Volkslied

Zum Tag des Liedes am 25. Juni 1933

Von Dr. Karl Kellinger-München.
Professor an der Staatlichen Akademie der Tonkunst.

Anders als in früheren Jahren begehen wir diesmal den Tag des deutschen Liedes. Lag seine Bedeutung bisher darin, daß für eine Sache geworben wurde, die angesichts der fortgeschrittenen Zersplitterung unseres Volkes bereits halb verloren schien, ging es in der Hauptsache nur darum, ein bedeutsames Gut unserer Vergangenheit vor dem völligen Verfall zu bewahren und so weit wie möglich in bessere Zeiten hinüber zu retten, so sind nunmehr alle Voraussetzungen dafür gegeben, daß aus dem deutschen Lied wieder das wird, was es einstmal gewesen ist, nämlich der unmittelbar lebendige Ausdruck der in der Gegenwart gegebenen seelischen Strömungen unseres Volkes.

Dies bedeutet nun freilich nicht, daß nun der Inhalt dieses Tages anders werden müßte. In seinem Kern ist das deutsche Lied durch die Jahrhunderte unverändert geblieben; es spricht zu uns in gleich klarer und lebendiger Art aus einem Riede des 15. und 16. Jahrhunderts wie aus einer echt volksmäßigen Neuschöpfung der romantischen Zeit. Aber der Sinn, in welchem wir uns des Erbes unserer Väter wieder erinnern, wird ein anderer werden müssen. Was bisher mehr oder weniger toter Besitz gewesen ist, kann und wird nunmehr wieder zu lebendigem Gute werden.

Lange Zeit verachtet und scheel angesehen, ist das Volkslied gegen Ende des 18. Jahrhunderts gewissermaßen neu entdeckt worden. Herder und der junge Goethe haben es uns wiedergegeben; sie sind es, die zuerst auf seinen dichterischen Wert hingewiesen haben. Erst manches Jahrzehnt später wird auch seine musikalische Bedeutung erkannt, und es mußte eine lange Zeit vergehen, bis die Kunstschätzung der Romantiker auch auf diesen Gebieten soweit sich durchgesetzt hatte, daß auch in ihm das Dichterische und das Musikalische in ihrer gegenseitigen Bedingtheit voll erkannt und nun unter gemeinsamen Gesichtspunkten beurteilt werden konnten. Wenn damit die im Anfang der Volksliedbewegung aus der Sachlage unmittelbar entsprungene Einseitigkeit weichen mußte, so ist doch eine andere, nicht minder folgenschwere Einseitigkeit im Laufe der Entwicklung dafür hineingekommen, welche die ganze Art der Volksliedpflege bis auf unsere Tage wesentlich bestimmt hat: die noch aus der Aufklärungszeit übernommene Meinung von dem objektiven Werte der künstlerischen Äußerung, und damit die reflexlose Eingebildetheit des Volksliedes in den Bereich der Kunstbetrachtung und der kunstgeschichtlichen Entwicklung. Man vergaß, daß die ursprüngliche Wurzel der Volksliedbegeisterung eines Herdes nicht die Erkenntnis eines Kunstwertes, sondern das Gefühl eines Lebenswertes gewesen ist, dem die künstlerische Ausbarmung erst in zweiter Linie folgte. Und im Zusammenhang damit steht die Meinung, daß der Rahmen, innerhalb dessen die künstlerische Äußerung geschieht, nur von untergeordneter Bedeutung sei. So kam man dazu, sich in Abgrenzungen des Begriffes des Volksliedes zu versuchen, die lediglich unter dem

Gesichtspunkte der Entstehung und Verbreitung, nicht unter demjenigen der Art seiner Wiedergabe getroffen sind und demgemäß samt und sonders vergeblich bleiben mußten. Wenn eine Mutter ihr Kind in den Schlaf singt, so singt sie ein Volkslied; daselbe Lied aber, in der Schule einstudiert, wird zum Schulleied, auf dem Konzertpodium unfehlbar zum Kunstlied. Nicht das „Was“ ist das Wesentliche, sondern das „Wo“ und „Wie“.

Man hat in der Erkenntnis der Notwendigkeit, das Volkslied bewußt zu pflegen, es allzu lange in den Rahmen des Konzertsaales gezwängt. Unsere Chorvereine, die sich um die Volksliedpflege ganz unbefriedigend verdient gemacht haben, richteten sich in ihrer Tätigkeit fast ausschließlich nach dem Vorbild der auf ganz anderem Boden erwachsenen Organisation der öffentlichen Konzerte und behandelten das einfache Volkslied im gleichen Sinne als reines Vortragsgut wie die gehobene Kunstschöpfung. Im Grunde genommen war damit dem Volksliede aber ebensoviele gebietet wie der Kunstpflege. Volkslied und Kunstlied lassen sich nicht vermischen. Sie können sich gegenseitig befruchten und anregen, wie es in den frühen Wälderzeiten der musikalischen Kultur in Deutschland in reichem Maße geschah, und zwar zu Ruh und Frommen beider Teile. In diesem Sinne ist allerdings eines ohne das andere nicht denkbar. Aber Wirkungskreis und Ausführgattung beider liegen auf ganz verschiedenen Gebieten. Ein Lied ist volkstümlich nicht dann, wenn jeder es verstehen kann, (in diesem Falle ist es nur „populär“), sondern dann, wenn jeder sich gedrängt fühlt, es mitzufingen. Daß dies in angemessener, edler und schöner Weise geschehe, dafür hat die musikalische Volksbegeisterung zu sorgen. Aber vergessen wir nicht, daß jedes Volkslied an sich ein Edelstein ist, der durch eine schöne, kunstvolle Fassung in seiner Wirkung war gehoben werden kann, aber in seinem Werte von einer solchen Fassung nicht abhängt.

Wenn wir darum in diesem Jahre wieder für die Verbreitung des deutschen Volksliedes werben, dann muß dies geschehen unter dem Gesichtspunkte, es wieder zu dem zu machen, was einstmal war, es herauszuholen aus dem Konzertsaal und es wieder hineinzustellen in die mannigfaltigen Formen und Anfänge des deutschen Lebens und Erlebens. Dann wird — und schon zeigen sich verheißungsvolle Ansätze dazu — das wertvolle alte Gut bereichert und vermehrt werden durch Lieder, die dem Erleben unserer eigenen Zeit entspringen sind, und dann wird vor allem eines wieder kommen, was einst unser Recht war: Die mannigfaltige Gliederung unseres Volkslebens, wie sie sich in der ständischen Gliederung ausdrückt, wird im Liede aufs neue ihren Niederschlag finden, und im Mittelpunkt des musikalischen Lebens im Volke wird neben den großen Liedern der Nation wieder stehen, was einst der Kern des Volksliedes war: Das Ständelied.

wird es heute genannt. Der herannahende Abend ließ die ersten Nebelschwaden aufsteigen und im Nachtwind einen gespenstigen Reigen aufzuführen.

Der Einsame zitterte vor Angst, als die Spitzgestalten immer näher an ihn herantraten. Er verlor sich in eine Rede und schlief schließlich ein.

Am nächsten Tage wachte ihn der Hunger. Er rief laut den Schrei seiner Gemeinschaft über das Moor. Er rief nochmals und nochmals. Was das ein Echo? Oder antwortete dort jemand? Da — kein Ruf kam, ohne daß er gerufen hätte.

Wer konnte das sein? Hier wollte niemand von den Seinen. Niemand. Hier ertränkte man die Mörder, die Frauenhändler, die Verbrecher. Man stieß sie in den Sumpf und ließ sie so ertrinken. . .

Da kam ein Mensch mitten über den Sumpf gegangen. Er verlor nicht. Das brodelnde, schlaumige Meer unter seinen Füßen trug ihn. Der Fremde kam näher. Er trug ein tolles Kleid. Zusammengeknüllte aus Lumpen. Der Fremde sah

herüber, blieb stehen, kam wieder näher: Der Unbekannte hatte nur eine Hand. In der trug er ein Schwert. Ein kurzes römisches Schwert. Verrotet. Wie kam dieses Schwert hierher? — fragte sich der Einsame, als der Fremde näher zu ihm kam. Der Mann war ein Dieb. Sie hatten ihm irgendwo die Hand abgeschlagen, weil er gestohlen hatte. Der Fremde musterte die Hand, die der Ausgestoßene bei sich führte. Dann nickte er und fragte mit einer brüchigen, trübseligen Stimme: „Bist Du allein?“ Dann, als der andere nickte: „Du kommst zu uns kommen, wenn Du willst.“

Der Mann, dem die Hand fehlte, stieß einen schrillen Ruf aus. Das Moor gab Antwort. In der Ferne tauchten einige Minuten später Gestalten auf, erst einzelne, dann immer mehr. Sie gingen alle mitten über das Moor. Hintere und Vordere, Da kamen Menschen, die mit Lumpen schreckliche Narben und fressende Wunden verhüllten. So kamen sie heran und grüßten schreiend und lachend.

Ehe sich der Ausgestoßene verlor, hatten sie seine Hand aufgegriffen. Sie ließen wieder über den Sumpf zurück, quer durch die gurgelnden, schwarzblauen Schlamm- und Pflanzenmassen.

Der Fremde mit der abgeschlagenen Hand winkte dem Ausgestoßenen mit dem Armlumpi, ihm zu folgen. Ein geheimer Pfad führte hier quer durch den Sumpf. Sie wanderten lange. Angstvolle Minuten waren es für den Neuen. Dann kamen sie zu einem Gebüsch; mitten im Sumpf war festes Land. Hier standen Hütten, Erdhöhlen hatte man gebaut. Ein ganzes Dorf lebte mitten im Sumpf.

Das Dorf der Ausgestoßenen. Die Diebe und Mörder, die Feiglinge, die Gefangenen, die zum Tode Verurteilten, die noch entflohen konnten, die Kranken und Ausgestoßenen: sie hatten sich alle hier zusammengefunden. Eine wilde Horde, Lüftlinge, Vandalen, Verworfenen. . .

Hier lernte der Ausgestoßene die freien Menschen kennen: Er saß Tag und Nacht, wo einzelne Gehöfte lagen. Dort hielten sie die Furchtbaren in der Nacht. Wie eine wilde Jagd zogen sie über den Sumpf, über das Moor hinweg.

Immer wenn der Mond auf voll stand, zogen sie hinaus. Im Morgengrauen zogen sie heim. Mit geraubten Kindern und Mädchen. Ihr Weg war von brennenden Häusern und Hütten gesäumt, in denen kein Lebender zurückblieb, der Kunde von den Schreckensstaten der „Ausgestoßenen“ geben konnte.

Die Stämme in Jütland bis zu den Küsten hinunter taten sich zusammen, zur Abwehr dieser Gefahr. Aber niemand konnte die. Man ahnte nur, daß da ein furchtbarer Haß umging, der alles tötete.

Lange Jahre ging das so fort. Bis eines Tages ein Verdrüßelter gefunden wurde. Man rief ihm zu, er möge sich sichern, sonst werde man ihn erschlagen.

Aber er rief und rief und suchte mit den Armen, daß man ihn schließlich anhöre. Man möge Hilfe holen: Die wilde Jagd komme in dieser Nacht.

Abends zog der Vollmond nicht auf. Der Himmel war gelb und matt. Als es dunkelte, erhob sich ein Sturm, der den Boden erzittern ließ. Die Erde bebte. Der Sturm rüttelte an den Häusern und schüttelte die Wälder, daß sie knickten und manchen erchlügen.

Aber die wilde Jagd, die der Budlige gemeint hatte, kam nicht. Vom Moor hörte man, vom Sturm getragen, Angstgeschrei von Menschen, die dem Tode gegenüberstehen. Sie schrien und schrien, bis das wachende Moor das Dorf der Ausgestoßenen in gurgelnden Fluten verschlang.

Die wilde Jagd kam nie mehr. Der Budlige aber, der die Warnung gebracht hatte, erhängte sich vor Angst, als er das Gebrüll vom Moor herüberbringen hörte.

Sie banden ihn mit Eichen- und Birkenzweigen. Die Füße schlug man übereinander. Arme und Hals lagen in einem Seil aus Zweigen. An dem Seil aber hingen Steine, große und schwere Steine. So verurteilten sie ihn im Hingstmoor. Damit er nicht wiederkehre. —

So fand man ihn nach mehr als zwei Jahrtausenden in unseren Tagen wieder, wohl erhalten, wie Moorleichen fast immer sind. Mitten im Waldmoor entdeckte man die Spuren des Dorfes der Ausgestoßenen. Eine fremde ferne Welt tauchte vor den Siedern auf. Eine Moorgeschichte, die einst Wirklichkeit war.

Abwarten!

„Immer, wenn ich dich in deinem neuen Hut sehe, muß ich lachen!“
Sie: „Na, dann werde ich ihn auch aufsetzen, wenn die Rechnung kommt!“

Der Ausgestoßene.

Eine Geschichte aus den nordjütischen Mooren, erzählt von Hanns Kurth (Hamburg).

Er war weit zum Süden hinunter gewesen. Krank und verzweifelt kehrte er heim. Sie ließen ihn einige Monate gewähren. Doch dann stießen sie ihn aus ihrer Gemeinschaft aus. Sie nahmen keine Habe und trugen sie ihm ein paar hundert Steinwürfe weit und sagten ihm, er möge sich nie mehr bei ihnen sehen lassen.

Wäre er wie einer seiner Artgenossen gewesen, nicht verzweifelt und innerlich verkrüppelt, dann hätte er alles auf einen Haufen geschichtet und angezündet und sich mit einem gewaltigen Satz in die Flammen gestürzt — mitten in Wahlgalla hinein.

Er aber rief Verwünschungen hinter ihnen her und warf ihnen Steine nach. — Links lag das große Moor. Wildmoor

„Zwei Gefühle bekämpften sich in Bliß und Stritten erbittert um den Besitz seiner Seele. Des Hundes angstvoller Trieb, der Mache des Menschen zu sein, fühlte sich gebremst durch das Entsetzen und den Abscheu des Wolfes vor allem was Mensch heißt, sowie durch sein unwiderstehliches Verlangen nach dem wilden Leben in den freien Bergen. Doch der Hund war stärker als das mahnende und widerstrebende Räudtier. Angelockt von dem Zauber der Frauenstimme trug er Joll um Joll näher, bis das Mädchen ihn endlich berührte.“

Sowie ihre sanften Hände über sein Fell glitten, war alle Wildheit verschwunden. Liebsüchtig schmeigte er sich an sie, die ihre Arme um ihn schlang und ihn zärtlich an sich zog.

„Lauf mir nicht wieder davon wie damals.“
„Bei dir.“ „Bist du bei mir, Bliß? Eine zweite solche Nacht allein zu sein, könnte ich nicht überleben. Nicht wahr, du bleibst bei mir, Bliß?“

Der flüchtige Ausdruck ihrer Stimme wirkte gebieterischer als alles andere. Sein Verlangen nach Kameradschaft hatte in der Angst und Not dieses Mädchens ein lebhaftes Echo gefunden.

Er spürte ihre Hilfslosigkeit und den verfluchten Ton der Furcht in ihren Schmeicheln. Das Blut seiner Väter, die von altersher bereit gewesen waren, ihr Leben für den Menschen zu opfern, erwachte in ihm, zugleich ein Gefühl der Verantwortlichkeit für die Sicherheit dieses Mädchens, begleitet von dem Verlangen, alles zu bekämpfen, was sie bedrohte.

Aber auch jetzt war er noch nicht sicher, daß sie dieselbe war, die er in jener Nacht getroffen hatte. Erst als mit der Freude über seine Anwesenheit auch etwas von ihrer früheren Heiterkeit wiederkehrte, war er völlig beruhigt.

Sie konnte lange nicht einschlafen. Bliß lauerte sich an ihrer Seite nieder. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, das sich eben seiner bemächtigt hatte, hielt alle seine Sinne wach. Jedes ferne Geräusch beantwortete er mit einem untrüglichen Knurren; das Bellen einer Eich-

huh ließ ihn aufspringen und davonrennen. Er vertreibt den Störenfried und lehrte stolz zu dem Mädchen zurück. Er mußte sehr gut, daß der Eich harmlos war wie eine Maus. Doch er tat dies nur, um dem Mädchen zu beweisen, daß niemand ihr weh tun dürfte, solange er bei ihr war.

„Ach, es wäre doch schön, wenn du bei mir bleibst, Bliß!“ seufzte sie. „Die Einsamkeit würde nicht so schrecklich sein wie früher, da ich dich nicht hatte.“

Endlich schlief sie ein. Der Wolf hielt Wache.

Neuntes Kapitel.

Ihr Ruheplatz war ein Felsblock, in dessen Nähe ein kleiner Gebirgsbach rauschend in die Tiefe stürzte. Zu beiden Seiten ging es steil aufwärts. Die schroffen Abhänge waren von struppigem Nadelholz besetzt, das von einer geraden tropischen Dichte war. Es gab ein Gewirr von Baumstämmen, die der Sturm geknickt und zur Erde geworfen hatte; manche, die keinen Platz am Boden gefunden hatten, lebten schräg an ihren aufrechten Nachbarn. Ein dicker Teppich von Moos bedeckte Erde und Felsen und hing in wirren Fäden von den Bäumen.

„Das schien mir der schönste und friedlichste Fleck auf Erden, als ich zum erstenmal hier weilte.“ Ein leises Zittern überließ das Mädchen, während sie umherblühte. „Nun ist alles so dunkel und traurig. Ich muß nicht bei Einem gewesen sein, daß ich mich zu etwas entschloß. Doch ich hatte ja keine Zeit, zu überlegen; ich war zu sehr verwirrt, um klar denken zu können. Es gab keinen Menschen, der mir hätte raten wollen, und ich handelte, so gut ich es eben verstand.“

„Schließlich bin ich froh, daß wir so weit sind!“ Sie zeigte auf den Abhang. „Dort müssen wir hinauf, in einigen Minuten sind wir oben.“ Sie fühlte sich recht schwach, habe seit drei Tagen nichts Warmes gegessen und knarrte es auch. Ich konnte mich nicht mit viel Gepäck abheben.“

Sie hing sich die Reisetasche um, in der ihre beschriebenen Vorräte untergebracht waren; die gerollte Decke legte sie über die Schulter; dann begann sie den Abhang zu erklimmen.

Zweihundert Yards ging es sehr steil aufwärts. Mithram arbeitete sich das Mädchen und der Hund durch das Gewirr übereinander liegender Baumstämme, als Bliß überrascht dastand. Vor ihm zeigte sich plötzlich eine kleine Senkung, in deren Mitte eine Hütte stand. Er konnte es sich nicht erklären, daß seine Nase ihn nicht vorher gewarnt hatte. Ungläubig starrte er hin, er wollte seinen Augen nicht trauen. Die Hütte war seit langer Zeit unbewohnt und hatte allen menschlichen Geruch verloren. Mithram und der Hund folgten er dem Mädchen. Jedes Haar an seinem Körper war gestäubt, jeder Nerv audte in seinen Gliedern, deren Muskeln gespannt und zu sofortiger Flucht bereit waren. Er hatte ein Gefühl wie ein Knabe, der ein vermurmeltes Schloß betreten soll.

Das Mädchen hob einen schweren hölzernen Türriegel und trat ein; Bliß weigerte sich, ihr nachzufolgen. Er schlich rund um die Hütte, beobachtete jeden Pfad und voller Aufregung suchte er das seltsame Geheimnis dieses Hauses zu ergünden, auf das er so ungewarnt gestoßen war.

Es war eine roh gezimmerte Hütte, deren Tür aus Tannenhölzern in eckelernen Angeln hing; überdeckt war sie mit fünf Zoll starken Pfosten, auf die eine Schicht Erde gebäht war.

Nachdem Bliß sich überzeugt hatte, daß dieser sonderbare Ort keine Gefahren bereite, folgte er dem Mädchen in das Innere. Der Herd bestand aus flachen Steinen, die durch hart gebrannten Lehm zusammengehalten wurden. Das mehr als beladene Mobiliar, aus Fichtenbrettern roh zusammengebautes, stand auf Beinen von verwittertem Eichenholz.

In der Stube spürte Bliß einen schwachen Geruch, der doch irgendwie an Menschen erinnerte.

nerte. Er ging von den Lebensmitteln aus, die dort aufgeschüttet waren. Auf dem Fußboden standen Mehl, Bohnen und Reis, zum Schutz vor den gefährlichen Ratten mit luftdichten Büchsen verschlossen.

Das Mädchen sammelte Reisig und entzündete ein Feuer im Herd. Nachdem sie aus einer nahen eisernen Quelle einen kleinen Eimer Wasser geholt hatte, ging sie daran, über dem offenen Feuer die Mahlzeit zu bereiten. Früh senkte sich der Abend über die Schlucht. Bevor sie zu essen begannen, trug sie noch einen großen Haufen Holz zusammen.

„Das Herdfeuer ist unsere einzige Beleuchtung, Bliß“, sagte sie. Er bekam einen gebieterischen Teil der Mahlzeit vorgelegt, doch Geiziges war nicht nach seinem Geschmack.

Seit Bliß die Nacht zuvor seine angebetete Göttin gefunden hatte, war er keinen Schritt von ihr gewichen. Nun aber quälte ihn der Hunger und winselnd fragte er an der Tür, um so dem Mädchen anzuzeigen, daß er hinaus wollte.

„Wo ist denn dein Herr, dieser Moran?“ fragte sie. „Er muß irgendwo in der Nähe sein, sonst wärst du auch nicht hier. Da, aber wenn ich dich hinauslasse, gehst du mir zu ihm durch. Ich will, daß du bei mir bleibst, bis Vater Rinnen kommt.“

Bliß wiederholte sein Krachen und Winseln. „Eigentlich sollte er schon hier sein“, fuhr sie fort. „An ein, zwei Tagen ist er sicherlich zurück. Dann darfst du gehen. Bis dahin aber bleibst du hier, Bliß!“

Sein Winseln und Krachen wurde so eindringlich, daß sie sich endlich widerstrebend erhob, um ihm die Tür zu öffnen. Sie ließ sie halb angelehnt, damit er gegebenenfalls wieder herein konnte.

„Nag mir hier im Stein, damit magne sie, während der Hund hinausläuft.“

(Fortsetzung folgt)

Ein Stern und ihr Stern

Erden-Sehnsucht.

Wenn ich einst selig bin und nichts als selig.
Werd' ich dann froh im ew'gen Jubel sein? —
In einer Juninacht beim Mondenschein
Wird meine Sehnsucht jäh unwiderstehlich!

Ich seh' das Mondlicht durch die Birken schimmern
Und vor der Brücke auf den Wellen klammern
Und sehe, wie im jungen Gerstenfeld
Es loderglänzend durch die Ähren weht.
Und, ach, der Windhauch durch Juninacht,
Der mich voreinst in wachen Traum gebracht ...!

Weiß nicht, wie hell des Jenseits Sonnen scheinen.
Doch einst in Gottes ew'ger Seligkeit
Werd' ich dann froh im ew'gen Jubel sein? —
Vor Sehnsucht nach der dunkeln Erde weinen!
Horries, Freiherr von Münchhausen.

Kleine Reparaturen im Haushalt.

An der Wand hat sich an einigen Stellen die Tapete gelöst, ein wenig erfrischender Anblick. Die Reparatur erfordert keine allzu große Geschicklichkeit, ist leicht auszuführen, wenn man das richtige Material dazu verwendet. Gummi arabicum, sogenannter Poreleim oder gar Fischleim sind hierzu nicht geeignet. In herkömmlicher Weise stellt man sich den Tapetenkleister selbst her, indem man gewöhnliches Roggenmehl mit soviel heißem Wasser glatt verrührt, daß ein streichfester Kleister entsteht. Das erfordert allerdings eine gewisse Gewandtheit, da allzu leicht Klumpen und Klümpchen entstehen und den Kleister unbrauchbar machen, weil sie später beim Aufstreichen der Tapete als Buckel erscheinen. Gelingt es nicht, den Kleister klumpchenfrei anzurühren, muß man ihn durch ein Sieb schlagen. Vor allem ist darauf zu achten, daß der Kleister stets frisch bereitet wird, da er nach ein bis zwei Tagen stark säuert. Dadurch an Klebkraft verliert und auch bei den Tapeten die Farbe zerfällt.

Aus allen diesen Gründen ist es zweckmäßiger, den Tapetenkleister aus sogenanntem Trockenleim oder Trockenleim herzustellen, der in Fachgeschäften in Packungen zu haben ist. Dieser Kleister wird mit kaltem Wasser verrührt und gibt ein stets klumpchenfreies, glattes, haltbares Klebemittel ab.

Das Kühlhalten der Milch.

Im Sommer köstet die Milch ganz besonders schnell. In diesem Zustande, besonders wenn sie vorher abgekocht worden ist, bekommt sie dem Magen nicht so gut, wie frisch. Säugetiere jedoch müssen auf jeden Fall einwandfreie Milch bekommen. Nun besteht aber die Tatsache, daß Milch nicht sofort dick wird, sondern ganz allmählich. Den Beginn des Verderbens zu erkennen, ist jedoch mit unbewaffnetem Auge unmöglich, so daß es gilt, vorzubeugen. Daher sorgt man dafür, daß die Milch kühl aufbewahrt wird.

100 Tassen Kathreiner 45 Pfennige

Um die Kühlhaltung durchzuführen, würde die Aufbewahrung in Eisdrainagen genügen; aber nicht jeder Haushalt besitzt einen Kühlschrank, ja, oft ist wohl der Kühlschrank vorhanden, aber kein Eis.

Nehmen wir an, es ist kein Eisdrainage und kein Eis vorhanden — was dann? In diesem Falle hilft ein ganz einfaches Mittel, das sich überall anwenden läßt. Die Milch wird kurz aufgekocht und dann etwa zehn Minuten stehen gelassen. Nun wird das Gefäß in kaltem Wasser — am besten in einer Flasche (offen lassen!) unter der Leitung — abgekühlt. Dann erst umwickelt man das Gefäß mit einem mehrfach zusammengelegten Stück Leinwand oder aber auch mit einem Bogen dicken Vespapier.

Diese Umhüllung des Milchgefäßes wird nach gemacht und das Gefäß damit auf einen Teller gestellt, damit es auf dem Tisch oder Fensterbrett keine unliebsamen Ränder gibt. Das Wasser der Umhüllung wird verdunstet, und wo Wasser verdunstet, entsteht bekanntlich Kälte. Damit ist aber unser Zweck erreicht: die Milch steht ohne Eis kühl und bleibt frisch. Wenn möglich, sollte das Gefäß mit der Umhüllung in Zugluft gestellt werden.

Die praktische Hausfrau.

Gesichtsfalten. Bei regelmäßigen Dampfbädern lassen sich Gesichtsfalten mit der Zeit beseitigen. Abends halbe man etwa eine Viertelstunde lang das Gesicht über Wasserdampf und massiere dabei die Falten mit den Fingerspitzen.

Defekte Stühle. Wadlige Stühle gebe man unverzüglich einem Fachmann zur Reparatur oder rangierte sie aus, wenn sich eine Reparatur nicht mehr lohnt. Man warte aber nicht erst damit, bis bei Gelegenheit jemand damit zusammenbricht und sich Schaden zufügt.

Innen schwarz gewordene Emailleöpfe. Man füllt sie mit kaltem Wasser, setzt diesem einen Teelöffel Soda und zwei gehäufte Teelöffel Essig zu, läßt eine gute Stunde auf dem Feuer kochen und schneuert mit derselben Brühe aus. Dann

spült man mit kaltem Wasser aus, läßt den Topf mit kaltem Wasser bis zum nächsten Tage stehen und spült dann noch einmal kalt und noch einmal heiß aus.

Telephonhörer tun gut, in der Nähe des Telefons sichtbar eine Telephontabelle mit folgenden Adressen anzubringen:

Adresse und Telephonnummer der Rettungswache, die am nächsten ist.
" " " des Arztes.
" " " der nächsten Apotheke.
" " " des nächsten Feuermelders.
" " " des nächsten Polizeireviere.
" " " des Ueberrückkommandos.

Für die Küche

Rohes Sauerkraut. Viel bequämlicher und zuträglicher für den Darm ist Sauerkraut in roher Form als das gekochte. Es muß aber recht sauer und nicht zu scharf sein. Man übergießt das ausgebreitete Kraut mit warm gemachtem Speiseöl, gibt geriebene Zwiebel, 2 bis 3 sehr feinscheibig geschnittene mürbe Äpfel und eine Prise Kümmel dazu. Gut gemischt, muß das Kraut an warmer Stelle etwas durchziehen, da es eiskalt nicht gut ist.

Zwiebel-Brotsuppe. Zwei bis drei Zwiebeln fein schneiden, in Fett dünsten, vergießen und Brotkrumen hineingeben. Nach dem Weichwerden pörieren, Salz, Kümmel, etwas Petersilie hineingeben.

Milchkochbuch.

Im Verlag Josef Habel (Regensburg) erschien ein ganz neuartiges Werk:
Milchkochbuch. 219 erprobte Rezepte von Speisen aus

Milch und deren Produkten. Ein vollständiges Kochbuch leichtverständlicher Speisen für alle, die fleischlos und doch ausgiebig und gut essen wollen von Marianne Stern, gerichtlich beeidigter Sachverständigen für Lebensmittel, Kücheninspektorin usw. 72 Seiten. 4^{te}. Kartiert 75 Pfennig.

Es ist allgemein bekannt, wie förderlich reichlicher Genuß von Milch und Milchprodukten (Käse, Butter, Buttermilch, Molken) für den menschlichen Organismus ist. Gesteigerter Verbrauch von Milch verbilligt die Haushaltskosten, schafft dabei erheblichen volkswirtschaftlichen Nutzen.

Da fällt das obengenannte Buch eine Lücke aus. Es enthält wertvolle, billige und leicht herzustellende Milch- und Käsespeisen in überreicher Fülle, darunter vieles, was für die Krankenpflege recht geeignet ist. Hervorheben möchte ich die vielen mit Milch zubereiteten Gemüsespeisen.

Unsere norddeutschen Hausfrauen wird besonders die Bereicherung ihres Küchenzettels durch zahlreiche (und wohl schmeckende!) süddeutsche Gerichte Freude machen; dafür nimmt man einige hier ungebrauchliche Bezeichnungen von Rohzutaten, über die Verarbeitung von Teigen u. dergl. (die aber immer aus dem Zusammenhang klar werden!) gern in den Kauf.

Spruch an einem heftigen Bauernhaus.

Wer seine gute Milch verkauft
Und mit den Kindern schlechte kauft,
Wer Butterlieferanten ist
Und selber Margarine frisst,
Wer teures Auslandsfutter gibt
Und hinterher zu klagen liebt,
Daß er verschleudern muß die Körner,
Der ist ein Kindvieh ohne Hörner!

Beerenzeit.

Ungekochter Johannisbeeren- und Himbeer-Saft. Man bringt zwei Liter Wasser zum Kochen, löst darin 40 Gramm kristallisierte Weinsäure und gießt dieses Wasser auf drei Liter Früchte. Man rührt gründlich um, läßt sie 24 Stunden recht kühl stehen und den Saft wie üblich durch ein Tuch tropfen. Auf einen Liter Saft gibt man zwei Pfund Zucker (gerösteter Zucker, den man sich unter fleißigem Rühren lösen läßt, bis kein Zucker mehr vorhanden ist. Man füllt den Saft in Flaschen und bindet sie mit einem sauberen Keimwandlappen zu. In den meisten Fällen macht der Saft eine kurze Gärung durch und wird dann ganz klar. Man kann ihn dann in andere Flaschen umfüllen und diese verstopfen, nötig ist es nicht. Es erleichtert den Küchendienst, wenn man jederzeit von dem Saft nehmen kann, ohne die Arbeit des Entstopfens zu haben.

Johannisbeerkuchen. Man legt eine Springform mit Wachsöl aus und formt einen Rand, den man knüpft. Der Teigboden wird mit einer Schicht gekochter Zwiebeln bestrichen; darüber legt man eine Schicht Johannisbeeren, überdeckt sie leicht und backt die Kuchen halbfertig, d. h. solange bis der Rand anhängt, gelblich zu werden. Derweil hat man den Schnee von drei Eiern steif geschlagen, lösseltweise tut man, indem man das Schlagen fortsetzt, 150 Gramm Puderzucker hinzu und hebt zuletzt 50 Gramm dünnblättrig geschüttelte Mandeln darunter. Dies streicht man als Guss schnell über den Kuchen und backt ihn fertig. Im Gasbackofen stellt man jetzt Oberfläche ein und verzögert die Flamme, damit der Schnee leicht überflammt und sich färbt.

Johannisbeerkuchen. Eine Form wird mit Würstchen ausgelegt und ein Rand geknetet. Vier Eigelb werden mit 250 Gramm Zucker schaumig gerührt, 125 Gramm abgezogene, geriebene Mandeln werden hinzugefügt, der recht steife Schnee wird daruntergegeben, ein Pfund abgetrocknete Johannisbeeren wird untergehoben. Die Masse wird auf den Würstchen gefüllt und 4-1 Stunde lang in ziemlich warmem Ofen gebacken.

Himbeerlecken. Man bereitet einen Teig aus 150 Gramm Mehl, 70 Gramm Zucker, 75 Gramm Margarine, drei Eigelb, 1/4 Liter Milch, ein halbes Teelöffel Vanillin und etwas abgeriebene Zitronenschale und backt ihn im Tortenreife. Wenn der Kuchen abgekühlt, belegt man seine Oberfläche dicht mit Himbeeren, die man mit folgendem Guss überdeckt: die drei Eigelb werden zu sehr steifem Schnee geschlagen, 150 Gramm Zucker werden unter Schlagen lösseltweise zugegeben. Wenn milch einige reife Himbeeren darunter und füllt den Guss mit einer breiten zackenförmigen Spritze auf die Himbeeren. Schließlich stellt man den Kuchen bei ganz großer Flamme und Oberfläche in den Gasbackofen und überflammt ihn fünf Minuten.

Marmeladen und Gelees in 10 Minuten

Eine vollkommene Übersetzung bringt allen Hausfrauen die soeben erschienene Ausgabe 1933 des Opeta-Kochbuchs (in Drogerien und Kolonialwarengeschäften. Preis 20 Pf.). Dieses Buchlein, das innerhalb 3 1/2 Jahren eine Gesamtauflage von mehr als 3 Millionen Stück erreicht hat, ist in diesem Jahre durch seinen reichen Bilderreichtum besonders anziehend und lehrreich. In Wort und Bild zeigt es, wie einfach und mühelos aus jeder beliebigen Frucht in der erstaunlich kurzen Kochzeit von 10 Minuten mit Sicherheit eine wohlschmeckende Marmelade oder ein köstliches Gelee bereitet werden kann. Wieviel Arbeit, Zeit und Geld mühte früher nutzlos aufgewandt werden! Durch stundenlanges Kochen gingen Nährwert und Aroma der Früchte unnötig verloren. Das Buch hilft jeder Hausfrau, Sparamer und gesunder als bisher, Marmeladen und Gelees bereiten.

Wir entnehmen dem Buche mit Genehmigung des Verlages folgendes Rezept:

Erdbeermarmelade in 10 Minuten

3 1/2 Pfund Erdbeeren waschen und auf einem Sieb unter Schütteln sehr gut abtropfen lassen. Dann die Beeren von den Stielen befreien, große Beeren ein- oder zweimal durchschneiden und alle Früchte zu dünnem Fruchtbrei zerstampfen, also keine größeren Fruchtstücke lassen. In der Fruchtmasse 3 1/2 Pfund Zucker geben (aber keinesfalls weniger!) — kein Wasser beifügen — und unter leichtem Rühren zum Kochen bringen. Wenn es durch und durch braunend kocht, läßt man 10 Minuten (nicht länger, bitte auf die Uhr sehen!) unter Rühren auf möglichst scharfer Flamme tüchtig durchkochen, rührt nach Verfall dieser Zeit eine Flasche Opeta zu 86 Pf. und nach Belieben den Saft einer Zitrone in die kochende Masse, läßt wieder einen Augenblick — etwa 4 bis 5 Sekunden — durchkochen, nimmt den Topf vom Feuer und füllt in Gläser, die man sofort ganz heiß verschließt.

Un

„Thomy“

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Johannistag und bare Ereignisse sein geschmack behaltet, wir ja so reichlich. Wir müssen an nun schon wieder Tage nun schon wieder ich meinen, der Johannes, hier anschließen könnte man also he weissen Betrachtung ginnen; wir tun das nicht, weil wir es meinen. Was soll unseren Verehrern Johannesfeuer wie daß wir heute keine Schanz-Battis, Sch gessen, dem wir eigedenn die Leute haben zwar unglaublich, hannes der Täufer man sehen, wie man wir ebenfalls keine nicht über die dicht Hannes, wagt eine sehr Allgemeinbesti darüber kein Wort der wir an dieser Johannesstags ausen als uns nach einer politische Chronik freudigen Ereignis, vom Thema stehlen

Gegen Sodbrennen
Magenbeschwerden

nur 1-2
Tabletten

Bullrich-Salz

jetzt
nur 0,20
100 gramm
nur 0,25

Unpolitische Chronik

25. Juni 1935

„Tromm“, „Gänse“, „Jenny“.

Johannistag und Sonnenwende mögen an sich sehr feierbare Ereignisse sein; sie sind aber auch mit einem leisen Beigeschmack behaftet, den wir uns nicht vorenthalten dürfen, weil wir ja so sehr leicht offen und ehrlich miteinander sind.

Wir müssen an diesem Johannistag daran denken, daß wir nun schon wieder einmal dem Herbst zusehnen, daß die Tage nun schon wieder kürzer werden, obwohl wir doch eigentlich meinten, der Sommer habe erst begonnen.

Hier anschließend an diesen keinesfalls neuen Gedanken könnte man also heute die unpolitische Chronik mit einer vielweisen Betrachtung über die Vergänglichkeit aller Dinge beginnen; wir tun das aber nicht; aus Liebe tun wir das nicht, weil wir es ja so sehr leicht gut mit unseren Lesern meinen. Was sollen wir ausgeredet am Johannistag bei unseren Lesern und Lesern neue Weisheit werden, da die Johannistag wieder leuchtet? Gerecht ist schon die Sorge, daß wir heute keinen Johannes, Johann, Hans, Hans, Jean, Schang-Battis, Schänge, Johanne, Jonny oder Hänge vermissen, dem wir eigentlich zum Namenstag gratulieren müßten; denn die Leute haben heute alle Namenstag; das klingt zwar unglaublich, aber es ist so. Gerade am Namen „Johannes der Täufer“ (auf Französisch: „Schang-Battis“) kann man sehen, wie man sich verwandeln kann; doch darüber wollen wir ebenfalls keine langweiligen Erörterungen anstellen. Auch nicht über die dichterische Schönheit der Johannes-Hymne „O Hannes, walt eine Pot!“ wollen wir uns verbreiten; sie ist so sehr Allgemeinbesitz des deutschen Volkes geworden, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht. Und so bleibt uns, der wir an dieser Stelle keine Weiterungen über den heutigen Johannistag auseinanderpöckeln wollen, nichts anderes übrig, als uns nach einer anderen, besseren Stoffquelle für die Unpolitische Chronik umzusehen, zumal heute, bei den vielen Johannistagsreden noch mancherlei gesagt werden wird zu diesem freudigen Ereignis, und wir mitnichten diesen Herren etwas vom Thema stehlen möchten.

Gündonnerbot für Ann Wochmann.

Aus unserem Bekanntenkreis erhalten wir eine bewegliche Klage darüber, daß auf dem Wochenmarkt gelegentlich die Hunde in ziemlichen Mengen los herumlaufen. Hunde haben bekanntlich ein besonders feines ausgeprägtes Gefühl für Erlaubtes und Unerlaubtes, und es wird von unserem Gönner behauptet, daß die ansonsten sehr liebenswerten Tierchen eine besondere Vorliebe für Körbe hätten, die unter den Markttischen oder auf dem Boden überhaupt stünden. Wir haben uns pflichtgemäß (— was muß man nicht alles tun, wenn man zeitungsschreiben will!) — auch einmal mit den Standinhabern in Verbindung gesetzt, und auch diese Leute sind der Meinung, daß man etwas tun müsse, um den Wochenmarkt von den dort promenierenden Hunden zu befreien. Daß sie dort nicht nur „promenieren“, das liegt in der Eigenart der Hunde, und das brauchen wir hier wohl nicht genauer anzudeuten. Die findige Marktpolizei wird sich also mit dieser Aufgabe einmal befassen müssen, damit auf irgend eine Art dem „Gott“, dem „Fot“, dem „Toll“, dem „Schmitz“, „Spitz“ und der „Gann“ der Aufenthalt auf dem Wochenmarkt verleidet wird.

In der neueren Straßenpolizeiverordnung sind zwei Paragraphen vorhanden, die man gegen die marktblühenden Hunde verwenden könnte; der eine Absatz heißt: „Wer auf der Straße Hunde mit sich führt, hat dafür zu sorgen, daß die Hunde nicht Personen belästigen oder gefährden...“ und der andere Absatz heißt: „Das Ableiten von Hunden irgend welcher Art in die Straßen oder Anlagen ist verboten.“

Zarter konnte ich es nicht sagen; wahrscheinlich aber bietet auch das Nahrungsmittelgesetz noch die eine oder andere Möglichkeit, gegen diese unwillkommene Art von Marktblühern vorzugehen.

Wollen wir das Beste hoffen!

Ein einziges Gaffeln.

Dieser Tage las ich im „Berliner Volksanzeiger“ eine reizende Geschichte von „Alex“, die so hübsch ist, daß ich sie in den Zeiten eigener und allgemeiner Humorlosigkeit unseren Lesern nicht vorenthalten möchte. Diese Geschichte lautet so:

„Neulich bekam eine hohe Stelle in einem Kriegshafen eine gefahrlose Anfrage von einer noch höheren Stelle, welche die angenehme Aufgabe hat, die Rechnungen zu prüfen. „Wo sind“, fragt man an, „80000 Ziegelsteine geblieben, beschafft am sonntagsbesten Tage des sonntagsbesten Monats des sonntagsbesten Jahres?“

Daraufhin wird sofort der Oberleiter der Bauarbeiten zitiert: „Wo sind die achtzigtausend Ziegelsteine?“ Er weiß es nicht, seine Beamten wissen es nicht. Nachfragen, Umfragen, Untersuchungen, Nachrechnungen — alles ist vergeblich! Sie sind verschwunden, spurlos verschwunden! Da greift ein Seeoffizier ein. Er weist hin auf die ungewöhnlich schwere Sturmflut, die dann und dann die Bauarbeiten unterbrochen habe. Einzige Erklärung sei, die Ziegelsteine wären dabei fortgeschwemmt worden. So eine Sturmflut habe noch ganz andere Dinge verschlungen und vernichtet! Möglicherweise sind alle diese Sturmflut, Nachfragen, Nachrechnungen, die Anfrage dahin beantwortet, daß die Sturmflut um die Ziegel verschlungen habe. Alle Beteiligten sind wie erstarrt... Kurze Zeit darauf kommt aber wieder ein Schreiben von „oben“.

Mit vernichtendem aber herzerfrischendem Humor hieß es nun: „Der Geranziehung der Sturmflut zwecks Nachweisung des Verbleibes der 80000 Ziegel hätte es nicht bedurft.“ Die Ziegel seien infolge eines Rechenfehlers bei der Nachprüfung abhanden gekommen und nunmehr ordnungsgemäß nachgewiesen.

Nun wäre glücklich alles wieder in Ordnung, und wir stellen mit Befriedigung fest, daß sogar bei sehr ersten Behörden die Gleichung des Lebens manchmal mit Hilfe der unbekannten Größe, genannt Humor, gelöst wird.

Also Auf!

Kaum daß unsere bewegliche Klage, wir würden in diesem Jahre nicht mit der Vorzeigung und Betrachtung besonders gut geratener Erdbeeren ausgezeichnet, im Äther verklungen war, bekamen wir auch schon Besuch auf der Redaktion, der uns ein Prachtexemplar einer Erdbeere vorwies, die auf der heimatischen Scholle gewachsen war; es war eine Frucht, die in das Gigantische gewachsen war, und die das stattliche Gewicht von 65 Gramm aufwies. Der von der Natur so sichtbar begünstigte Züchter war ein neuer Mitbürger Peter R. u. L.

Zwar hat sein Abgesandter das Prachtexemplar einer Erdbeere wieder mit nach Hause genommen; aber das war weniger schmerzhaft, das war sogar verständlich. Denn es ist anzunehmen, daß man mit einer so seltenen Erdbeere noch anderen Leuten eine Freude machen wollte, ehe sie den naturgewollten Weg in den Magen irgend eines profanen Zeitgenossen nimmt, wozu man ja in bezug auf Erdbeeren die Redakteure sich zu rechnen kann. Wir haben uns von der Verwunderung über das Prachtexemplar nur langsam erholt: 65 Gramm sind nämlich für eine Erdbeere allerhand; und es war eine Erdbeere, von der man hätte sagen können: „Ist dem Peterke auch ein Stück davon mit!“ Man hätte, falls man 6 Stück davon gehabt hätte, bequeme Erdbeerböwe davon machen können, wenn nicht unbedeutende Gäste sofort beim ersten Glas damit angefangen hätten, sich die köstlichen Früchte aus der köstlichen Mischung herauszufischen. Unter einer derartigen egoistischen Handlungsweise würde dann allerdings das Aroma der Böwe bedeutend gelitten haben.

Dieses ist eine Betrachtung über eine Erdbeere, welche 65 Gramm (ohne Knochen) wog!

Kaum daß diese höchst geistvolle Betrachtung zu Ende betrachtet war, da klopfte es (so: poch! poch!) an die Redaktions- für und herein trat ein Mann, der ebenfalls in einer höchst geheimnisvollen Hülle etwas hereintrug; und dieses war wiederum und iterum eine Erdbeere. Diese Frucht stellte die erlangte und mit so geistvollen ausgezeichnete Erdbeere I bei weitem in den Schatten. Sie, der Elefant unter den Erdbeeren, war auf dem offenbar höchst fruchtbaren Acker unseres Mitbürgers Felix Ginkowich gewachsen und wog in ihren besten Tagen 85 Gramm, doch hatte sie auf dem Wege zur Redaktion schon 5 Gramm Schwund aufzuweisen, weil uns der Lieberbringer meldete.

Und nun sitzen wir und warten auf die noch dickere Erdbeere!

„Nur nicht brummen, Sie wird schon kommen!“

Und ein „Toll“ in Ann Ollynn das Seisner-Gaffeln?

In den „Nachrichten der Handwerkskammer für den Regierungsbezirk Düsseldorf“ lesen wir dieser Tage eine Abhandlung, die gegen das Trinkgeldwesen im Friseurgewerbe zu Felde zieht. Es heißt u. a. in dieser für uns „Konsumenten“ sehr lehrreichen Abhandlung folgendermaßen:

„Durch das Trinkgeldwesen sind eine ganze Reihe übler Mißstände in unseren Beruf eingezogen, welche unbedingt abgestellt werden müssen. Hierzu einige Vorbeispiele, wie sie jedem Chef bekannt sind:

In ein Geschäft mit mehreren Gehilfen, welche gerade alle beschäftigt sind, tritt ein Kunde, der dafür bekannt ist, kein Trinkgeld zu geben. In der Fachsprache der Gehilfen wird solch ein Kunde mit „Saft“ bezeichnet. Jeder Gehilfe wird nun, das ist menschlich verständlich, möglichst lange an dem betreffenden Kunden arbeiten, den er gerade bedient, damit einer seiner Kollegen eher fertig wird als er selbst, und er daher nicht den „Saft“ zu bedienen braucht. Schließlich aber wird doch ein Gehilfe fertig und muß nun unter höhnischem Grinsen der Kollegen den „Saft“ bedienen. Die Wut des Gehilfen über seine Kollegen, die es verstanden haben, noch länger an ihrem Kunden herumzuarbeiten, wird er natürlich an dem „Saft“ auslassen, und diesen so behandeln, daß er nach Möglichkeit überhaupt nicht wiederkommt. Der Erfolg ist Streit zwischen den Gehilfen und Schaden für den Chef.

Ein anderes Bild: Wieder ein größeres Geschäft, in welchem gerade alle Gehilfen beschäftigt sind. Ein Kunde, welcher, wie allen Gehilfen bekannt ist, immer ein gutes Trinkgeld gibt, tritt ein. Jetzt geht, und auch das ist menschlich wieder verständlich, die Jagd los. Jeder Gehilfe will zuerst mit dem Kunden fertig sein, den er gerade bedient, damit er den Trinkgeldfunden bedienen kann.

Noch andere, besonders im Damensalon mit seinen geschlossenen Kabinen, aufstrebenden Blüten, treibt diese Trinkgeldunsitte. Eine Kundin läßt sich immer von derselben Friseurin oder demselben Gehilfen bedienen und spart nie an Trinkgeld. Dafür hat sie aber jedesmal tausenderlei kleine Nebenwünsche, welche die Friseurin oder der Gehilfe natürlich gerne erfüllt und dann meistens bei der Berechnung der Bedienung vergißt. J. B.: Raden sauber machen, Augenbrauen regulieren, hier ein Lockchen und da ein Lockchen. Rauter Kleingefahren, welche normalerweise besonders beachtet werden müssen. Durch diese „Gefälligkeiten“ sichert sich das Personal ein gutes Trinkgeld, und der Chef wird um eine Einnahme geprügelt. Der Kundin wird durch die Nichtberücksichtigung ihrer Sonderwünsche trotz des guten Trinkgeldes die Bedienung nicht teuer, als wenn sie kein Trinkgeld geben würde und statt dessen den normalen Preis für die Bedienung und die Sonderleistungen bezahlen müßte. So wird durch das Trinkgeld der Kundin und der Friseurin geholfen, nur der Chef des Salons zieht den Kürzeren! Es sollen aber hier nicht nur die aus der Trinkgeldunsitte entspringenden üblen Folgen für den Chef erwähnt werden, sondern es soll auch einmal beleuchtet werden, welche ethische und herabwürdigende Situationen für den Gehilfen hieraus erwachsen können.

Daß es einem ohnehin widerstrebt, mit einem Trinkgeld bedacht zu werden, ist klar. Wie muß sich aber ein erster Gehilfe verhalten, wenn er von einem Kunden, der vielleicht weniger verdient als er selbst, großmütig 5 Pfennig oder, wie es heute wohl möglich vorkommt, 2 Pf. in die Hand gedrückt bekommt

und dafür sogar einen schönen Strauß machen und „Danke sehr“ sagen muß, wenn er den Kunden nicht beleidigen will!

Am Schluß des Artikels steht dann zu lesen:

„Die Abschaffung des Trinkgeldwesens wird daher, wenn damit gleichzeitig eine kleine Gehaltsaufbesserung für die Angestellten durchgeführt wird, nicht nur den Beifall aller Chefs, sondern auch den der meisten Angestellten finden. Jedem ehrlich denkenden gebildeten Menschen widerstrebt doch das Annehmen eines Trinkgeldes, weil es ihn eben in den Augen des Gebers herabwürdigt.“

Also fort mit diesen Unsäuberkeiten aus unserem Beruf!

Wie diese Angelegenheit zwischen Meistern und Gehilfen zuletzt geregelt wird, das wird sich dann noch herausstellen. Wahrscheinlich aber wird das „Trinkgeld“, was ja längst kein Trinkgeld mehr ist, so schnell nicht abgeschafft werden. Denn das sind ja Pfennige, von denen Mutter nichts weiß. Aber überlassen wir diese Regelung denen, die das angeht.

Uns „Konsumenten“ ist nur neugierig die Frage entstanden, die schicksalsschwere, ob wir „Saft“ sind oder nicht. Wir können das nunmehr, wenn wir genau aufpassen, feststellen.

Obst zum Einordnen!

Von einem Freunde unserer Zeitung wird uns ein Zeitungs-ausschnitt übersandt, der vielleicht ebenfalls in der Lage ist, ein freundliches Lächeln hervorzuzaubern. Dieser Zeitungs-ausschnitt lautet wie folgt:

„Am 4. September 1878 war in Neuf eine Tierausstellung. In der die Ausstellung ankündigenden Anzeige hieß es wörtlich: „An der Ausstellung für Kindvieh können sich sämtliche Bewohner des Gauverbandes, an derjenigen für Pferde, Schweine und Schafe jedoch nur die Bewohner des Kreises Neuf beteiligen.“

Ob damals, vor 55 Jahren, seitens der Bewohner des Kreises Neuf reger Gebrauch gemacht worden ist, verweigert des Säuers Höflichkeit.

Diaz.

Vom Beliebtheits.

Es liegt an der Hand, daß es die Menschen, die beliebt sind, im Leben viel besser haben als die unbeliebten. Das Beliebtheitsklima der Menschen nicht so ohne weiteres zu ändern, muß schon allerhand dazu tun. Neugierigkeiten und Schönheit sind keineswegs entscheidend bei dieser Frage. Um sich den anderen angenehm zu machen, muß man es verstehen, Wärme ausstrahlen; den anderen muß beim Zusammensein ein Glücksempfinden durchströmen. Sehr wesentlich ist, daß man sich so gibt, wie man in Wirklichkeit ist. Ungezwungen und natürlich! Das soll natürlich nicht heißen: Unbedeuten sein, unliebenswürdig und unhöflich. Man muß an seinem eigenen Wesen arbeiten, um auf die Mitwelt günstig zu wirken. Wir alle werden schon beobachtet haben, daß es Menschen gibt, die jedem und überall auf den ersten Blick gefallen. Das sind Glückselber. Alles liegt ihnen im Handumdrehen zu, alles, was sie sich wünschen, geht in Erfüllung. Hier jedoch liegt die Gefahr sehr nahe, daß die Betroffenen eingebildet und arrogant werden; gerade durch dieses mangelhafte Emporkommen verlieren sie oft an Charakter und Seelengröße. — Launische Menschen sind nie beliebt. Einmal sind sie mißfälschend und haben Teilnahme, so daß man ihnen gern sein Herz ausschütten möchte — das andere Mal wieder zeigen sie ein so abstoßendes Benehmen, daß man sich schnell von ihnen zurückzieht. Um beliebt zu sein, braucht man nicht schon zu sein; auch Eleganz ist nebensächlich. Immer jedoch haben die Menschen, die beliebt sind, ein fröhliches, zufriedenes Wesen an sich, das von vornherein anzieht. Vor allem muß man sein eigenes Ich etwas in den Hintergrund stellen; Neid und Eifersucht darf man nicht aufkommen lassen. Wichtig ist auch, Takt zu besitzen; man muß sich den anderen anpassen, mit denen man zusammenkommt. Man muß auf ihre Meinung eingehen. Beliebte Menschen haben es mal in späteren Tagen sehr gut; denn es ist sehr schön, von der Anhänglichkeit und Freundlichkeit der anderen umgeben zu sein.

Stille Rast.

Ich liege am Strande.
Die Zeit ist tot.
Diamanten im Sande,
Das funkelt und lacht.

Diamanten im Meere,
Das spritzt und gleicht
Es rinnt ins Meer,
Was Sorge heißt.

Die Segel der Bote
Die fällt kein Wind.
Gedanken und Räte
Verloren sind.

Wo fernern sich neigen,
Da schreitet's her:
Das seltsame Schweigen
Zieht übers Meer.

Vergessen die Lande
Im Zukunftskroll!
Ich liege am Strande.
Die Zeit ist tot.

Ernst Zahn.

Humor.

Peinlich.

„Wati, was ist denn ein Vakuum?“
„Ja, ich hab's im Kopf, aber ich kann es dir nicht recht erklären!“

Unmöglich.

„Dies ist die Freiheitsstatue und dahinter sehen Sie die berühmten Wollentrichter von New York.“
„Sehr interessant, und wann sind Sie in Tätigkeit?“

Nicht ganz richtig.

Lehrer: „Wenn ich einen Kerl sehe, der so einen armen Esel peitscht und schlägt, und ich gehe hin und halte ihn davon zurück — welche Tugend habe ich da?“
Krischen: „Bruderliebe.“

Gemmet-Malmö.

